

Innovative Gemeindeentwicklung und die spirituelle Begleitung von Menschen mit Demenz¹

Prof. Ralph Kunz, Universität Zürich

*Heiter wie der Frühlingsmorgen
möge stets Ihr Leben sein.
Fern von Kummer ohne Sorgen
wie der goldene Sonnenschein.*

Diese Verse bekam ich zu meinem Geburtstag in einem persönlichen Brief von meiner Bank – unterschrieben von meinem „persönlichen Berater“, Herrn W., den ich persönlich nicht kenne. Der gute Mann wünscht mir etwas, was kein Mensch auf dieser Erde je erlebt hat und erleben wird: einen Dauerfrühling, einen Dauermorgen und eine Dauersonne. Und wenn sich sein Wunsch erfüllen würde? Könnte es heiter werden! Wenn auf den Morgen kein Mittag, kein Abend und keine Nacht folgt, reden wir doch vom Weltende, oder?

Mein Betreuer, Herr W., ist eschatologisch etwas unterentwickelt, aber wirklich sehr an meinem Wohlergehen interessiert. Schweizerbanken sind ausserordentlich kundenfreundlich. Aber ganz wohl wird mir nicht beim Gedanken, dass der Banker mir keinen Sommer gönnen will. Keinen Spätherbst und keinen Winter. Ich bin mir auch nicht sicher, ob ich das möchte: ein Leben „fern von Kummer ohne Sorgen“. Wäre es denn noch Leben?

Und Sie fragen sich, was die Glückswunschbotschaft meiner Bank mit innovativer Gemeindeentwicklung zu tun hat und mit der Begleitung von Angehörigen und den Menschen, die mit der Demenzkrankheit leben müssen. Ich stelle das nebeneinander und mache bewusst einen weiten Horizont auf und zugleich den scharfen Kontrast, um mein Interesse an „Innovation“ auf diesem Punkt zu fokussieren: Welche Spiritualität entwickelt eine Gemeinde, in der Menschen mit Demenz vorkommen dürfen? Wie muss eine Gemeinschaft aufgebaut sein, in der auch die Trauernden, die Verfolgten und die Vergesslichen selig werden?

1 Beispiel einer innovativen Gemeinde

Um das Schweiz-Image nicht noch mehr zu belasten, erzähle ich Ihnen zum Einstieg von einer Gemeinde, in der auch Sommer, Herbst und Winter werden durfte. Die „Mitenand“-Gemeinde in Kleinbasel war einmal meine Heimat.² Entstanden ist sie vor circa dreissig Jahren. Ihre Entstehung verdankt sie einer konkreten Notsituation. In den 1980er Jahren wurde die Schweiz von einer ersten Flüchtlingswelle erfasst. Wirtschaftsflüchtlinge aus dem Süden der Türkei, Westafrika, Äthiopien und aus Sri Lanka suchten Asyl in der Schweiz. In Kleinbasel richtete der Bund eines der nationalen Zentren ein. Ein Charakteristikum dieser Gemeinde ist ihre Diversität. Auf den ersten Blick ist es eine unmögliche Mischung von Kulturen, hochgradig konflikthanfällige und ein ideales Umfeld, um in interkulturelle Fallen zu

¹ Notizen zu einem Referat anlässlich der „Werkstattgespräche“ gehalten am 25.11.16 in Berlin. Es gilt das gesprochene Wort.

² <http://www.rehovot.ch/>

tappen. Aber die unmögliche Möglichkeit einer multikulturellen Gemeinde bietet Chancen, die in monokulturelle Gemeinden undenkbar wären.

Satoshi ist ungefähr 80 Jahre alt. Er stammt ursprünglich aus Japan, war mit einer Schweizerin verheiratet – ob geschieden oder verwitwet weiss niemand so recht – jedenfalls lebt Satoshi allein und zeigt Spuren einer beginnenden Demenz. Die Mitenand-Gemeinde wurde seine Familie. Es gab ein typisches Problem der Nähe. Satoshi verzichtete aufs Duschen. Er hielt es für überflüssig. Andere Gemeindeglieder fanden, etwas Flüssigkeit sei überfällig. Gutes Zureden war zwecklos. Mit deutschschweizerischer Höflichkeit ging gar nichts. In der Gemeindeferienwoche kam es zum Überfall. Zwei resolute Bolivianerinnen packten den alten Mann und duschten ihn kurzerhand. Satoshi war derart überrumpelt, dass er sich nicht wehren konnte – aber genoss die Prozedur dann docj. Danach war es ihm – und allen anderen – sichtbar wohler.

Das Sonntagszimmer³ ist zweifellos eine innovative Weiterentwicklung des Mitenand-Gottesdienstes. Es ist Träger des Zwingli-Preises des schweizerisch protestantischen Volksbundes (SPV). Es handelt sich um einen Preis für "kirchliche Innovation", der 2015 erstmals verliehen wurde. Was auf den ersten Blick „neu“ scheint, ist auf den zweiten Blick „alt“. Die Miteinander-Gemeinde ist nichts anderes als eine normale christliche Quartiergemeinde. Sie versammelt die Menschen, die in einem bestimmten Territorium wohnen. Sie ist in gewisser Hinsicht eine Allmende, ein Ort für alle. Jeder und Jede ist herzlich eingeladen.

Das Sonntagszimmer in Kürze:

- *Wer am Sonntag in die Matthäuskirche kommt, findet jeden Sonntag von 8.00 Uhr bis zum Abend offene Türen.*
- *Unser Ziel ist es, den Menschen Gemeinschaft während dem ganzen Sonntag zu ermöglichen.*
- *Der Tag beginnt mit einem Morgengebet und einem gemeinsamen Frühstück.*
- *Ein engagiertes Kochteam bietet den Besuchern zwei reichhaltige, warme Mahlzeiten, am Mittag und Abend.*
- *Das Angebot besteht neben dem traditionellen Vormittags- und dem gut eingeführten "Mitenand"-Gottesdienst aus Zeiten der Stille und des Gebets, Musik, Gesprächen, verschiedenen Aktivitäten wie Spiele, Spaziergänge und Ausflüge.*
- *Das aktuelle Tagesprogramm finden sie hier auf der Webseite.*
- *Das Sonntagszimmer soll ein Ort der Begegnung und der Freundschaft sein. Jeder und Jede ist herzlich eingeladen!*

2 Beispiel eines innovativen Heims

Ob sich mein Banker, Herr W., je in eine solche Gemeinde verirren wird? Ob er überhaupt davon weiss? Ob er Christ ist? Ich nehme an, er ist ein netter Mensch, verheiratet zwei Kinder. Vielleicht gehört er auch einer Kirche an – will heissen er zahlt noch Steuern, weil er ein anständiger Mensch ist. Aber natürlich ist er nicht zuständig für den Kummer und die

³ Siehe: www.sonntagszimmer.ch/

Sorgen von anderen. Darum gehört „man“ noch zur Kirche, bei der die Einen etwas tun gegen die Zustände und andere aus Anstand dafür zahlen.

Aber die Gemeinde als Ort, wo Jede und Jeder herzlich willkommen ist, kennt Herr W. nicht. Die „Gemein-Schaft“ der Gemeinen kommt in seiner allheiteren Lebenswelt von Herrn W. – fürchte ich – kaum vor. Sie käme ihm auch dann nicht in den Sinn, wenn man bei seiner 62jährigen Mutter Alzheimer diagnostizierte. Es wäre ein Schock für die ganze Familie – zuallererst für den Vater W. Er liesse sich vorzeitig pensionieren und zöge in die Nähe der Familie seines Sohnes. Bald wütrde sich herausstellen, dass eine Mit-Betreuung der Mutter die junge Familie zu sehr belastete. Die Schwiegertochter, Frau W. ist 50% berufstätig. Sie könnte neben Beruf und Familie keine weiteren Aufgaben übernehmen.

Ich breche hier ab. Es ist eine Dutzend- und Tausendfachgeschichte. Konstruiert, aber nicht erfunden. Auch der Schluss nicht. Die Geschichte der Mutter endet im Heim. Aber nicht im Elend. Denn dieses Heim wurde für Familie W. eine gute Lösung. Zufälligerweise heisst es Sonnweid.⁴ Ich lese aus der Homepage des Heims:

1 Philosophie

Die Sonnweid bietet einen geschützten Raum, den wir miteinander gestalten. Dieser ist geprägt von Wohlwollen, Respekt und Normalität. Eine verbindliche und wertschätzende Haltung zeigt sich in allen Bereichen und allen Handlungen. Qualität in der Beziehung ist nicht mit Systemen zu erreichen, sondern mit Mitarbeitenden, die sich ihrer besonderen Verantwortung gegenüber den Menschen mit Demenz bewusst sind.

2 Räume

Unsere wohlwollende und wertschätzende Haltung drückt sich auch in der Architektur aus. Grosszügig gestaltete und helle Räume, offene Türen, ein grosser Garten und Kunst in den Innen- und Aussenräumen bilden das Umfeld, in dem sich Menschen mit Demenz wohlfühlen können. Dieses fördert Lebendigkeit, den Austausch zwischen den Stationen und damit auch Begegnungen von Mensch zu Mensch.

Zweifellos ist das „Sonnweid“ ein innovatives Heim. Wie das „Sonntagszimmer“ geht es neue Wege. Man anerkennt die relative Selbständigkeit von Menschen mit Demenz und versucht, Ihnen innerhalb eines geschützten Raums so viel Freiraum wie möglich zu lassen.

Das Innovative – wenn man so will – ist uralte. Das „Sonnweid“ entspricht konzeptionell dem Spital. Was in weiten Teilen Deutschlands veraltete Bezeichnung für Pflegeheime und Altenheime gilt. Anders in der Schweiz. Bei uns versteht man unter dem Spital ein Krankenhaus. Ob Siechenhaus oder Hospiz: auf was es mir ankommt ist die Hospitalitas. *hospitalis* meint gastfreundlich, zum Gastwirt gehörend‘ abgeleitet v. *hospes* ‚Gastfreund, Gastwirt‘. Es geht um den Fremden – das Gast, den Durchreisenden, den Flüchtling, den Touristen, den Migranten oder den Pilger. Ursprünglich bezeichnete Spital auch die meist christlich geführten Pilgerherbergen und Armenhäuser.

In Jahr 816 bestimmte die Aachener Synode, dass jedes Kloster oder Kollegiatstift über die Einrichtung eines hospitale verfügen solle. Seit einem Dekret von Papst Clemens V. aus dem Jahre 1312 brauchten die Hospitäler nicht mehr zwingend Kirchengut im engeren Sinn von Besitztum und Verfügungsgewalt zu sein. Als karitative Einrichtungen besaßen sie aber weiterhin kirchlichen Charakter. Jedermann konnte nun zum Heil seiner Seele ein Hospital gründen und auf eigene Rechnung betreiben, musste aber die Erlaubnis des Bischofs einholen, wenn er eine Spitalkirche,

⁴ www.sonnweid.ch/

Kapelle, einen Altar oder einen Friedhof eingliedern und einen Spitalgeistlichen einstellen wollte. Die Aufgaben der Spitäler waren mannigfaltig und basierten auf den Werken der Barmherzigkeit: Speisung, Aufnahme und Bekleidung der Armen, Beherbergung der Fremden, Pflege der Alten und Kranken sowie Bestattung der Toten. Kommunalisierung, Verpfundung (d.h., die Insassen kauften sich mit der Erwerbung von Pfründen ein) und Spezialisierung waren die Tendenzen, die das Spitalwesen seit dem 14. Jahrhundert in den Städten bestimmten. Bestimmte Einrichtungen waren als Hohes Hospital etabliert.

Was ich spannend finde, ist das gegenläufige Muster, das entsteht, wenn wir das „Sonnweid“ und das „Sonntagszimmer“-Konzept gewissermassen „aufeinander legen“. Wir sehen eine uberkreuzung. **Das Sonntagszimmer gewährt Menschen auf einer Allmende einen Schutzraum.** Es kann ja JedeR kommen und doch gibt es im Kern ein spürbares und sichtbares Engagement – eine Kerngemeinde, die inkarniert, verlässlich da ist, ein Ritus, der einfach genug ist, um wiederholt zu werden. Jeden Sonntag. Offen von morgens bis abends.

Die Sonnweid gewährt Menschen innerhalb eines geschützten Raums die maximale Freiheit. Sie wahrt die Würde der Individuen. Wie die alten Siechenhuser, die innerhalb der Mauern eine eigene Ordnung hatten, bilden auch Heime teilautonome Heterotopien.

Ich habe bewusst eine innovative Gemeinde und ein innovatives Heim aufeinander gelegt und nicht gegeneinander gestellt. Letzteres wäre kontraproduktiv. Denn die kulturell verbindende und interkulturelle Grenzen überwindende Gemeinschaft kann selbstverständlich nicht alle Assistenz-Bedürfnisse abdecken, die zB Menschen mit Behinderungen haben. Mit anderen Worten: auch die niederschwellige Gemeinde ist für bestimmte Gruppen nicht gastfreundlich. Und die beste Klinik kann nicht alles bieten, was Menschen an Liebe nachfragen. Es geht also nicht darum, die „Sonnweid“ als professionelle Best Practice zu feiern und das „Sonntagszimmer“ sozialromantisch zu verklären. An beiden Orten gibt es „Kummer und Sorgen“. Wollen wir sie minimieren, gibt es idealerweise von der einen in die andere Welt.

3 Milieusensible Gemeindeentwicklung – Chance und Grenzen eines Modells

Lassen wir das Heim beiseite und wenden uns der Gemeinde zu. Ich frage nach ihren Entwicklungsoptionen und den gegenwärtig diskutierten Entwicklungsstrategien. Tatsächlich ist mein Fallbeispiel nur eine *Option* neben der sog. Normalgemeinde und neben anderen Gemeindetypen. Dass die Gemeinde, die das „Sonntagszimmer“ geöffnet hat, „Miteinander-Gemeinde“ heisst, ist sicher kein Zufall. Das Normale sind „Untereinander-Gemeinden“.

Im gegenwärtigen Gemeindeentwicklungsdiskurs geht es nicht in erster Linie um den Aufbau einer Gemeinschaft von Verschiedenen, sondern um das Erreichen verschiedener Gemeinschaften. Das hat sein Recht und es hat sein Unrecht. Denn es lässt der Demenzsensibilitat kaum einen Spielraum. Man muss genau hinschauen, um die Entwicklung, die die Entwicklung genommen hat, präzise zu analysieren.

3.1 Idee der Gemeinde und ihre Entwicklung

Was bei einer oberflächlichen Betrachtung der Debattenlage sofort ins Auge sticht: die zentrale Rolle der Milieu- oder Lebensweltstudien. Sie liefern die empirische Evidenz dafür, dass der Anspruch der Kirchengemeinden, soziale Allmenden zu sein, gescheitert ist und zum Scheitern verurteilt ist. Das wichtigste Argument: die Idee der „Gemeinde“ sei ein Auslaufmodell. Träger dieser Idee war die Gemeindebewegung anfangs des 20. Jahrhundert. Sie wurde nachhaltig von Emil Sulze geprägt und hat folgende Kernpunkte:

- die Aufteilung der (Riesen)-Parochien in kleinere Bezirke, für die jeweils ein Pfarrer zuständig war, der wiederum „Presbyter“ betreut.
- Dadurch sollte das Priestertum aller Gläubigen verwirklicht und die Seelsorge und Kommunikation untereinander verbessert werden.

Das Modell der „Gemeinschaftspflege“ lehnte sich an das Vereinswesen, insbesondere an die Stadtmissionen an. Ziel war es, die Arbeiterschaft wieder für die Kirche zurückzugewinnen. Architektonischer Ausdruck für dieses Gemeindeideal war das Kirchgemeindehaus. Nun ist die Nähe zum „Verein“ die offensichtlichste Schwäche des Konzepts. Denn das, was eine Kirchgemeinde ver-eint, scheidet die Geister und Geschmäcker, weil Geist und Geschmack ungetrennt und unvermischt zusammen sind. Wenn „Gemeinschaftliches“ mit „Geselligem“ zusammen fällt, zerfällt die Ein-Heit und viele Ein-Heiten.

Sie kennen die Sinus-Milieu-Studie. Die Darstellung der Kartoffeln erinnert ein bisschen an Hirnregionen. Vielleicht ein Bild dafür, dass scheinbar alles berücksichtigt wird ... Aber selbstverständlich geht es nicht darum, die Grundeinsichten zu leugnen:

- die Kirchgemeinden leiden unter einer „Milieuerengung“
- gewisse lebensweltlichen Regionen sind kirchlich unterentwickelt
- Ergo heisst Entwicklung, nicht mehr länger für alle dasselbe anbieten, sondern für Jeden das Sein und Jede das Ihre.

Die alte Miteinander-Gemeinde ist out und die Untereinander-Gemeinde ist in. Aber mit in un

3.2 Beispiel Bluechurch

Ich erkläre es am besten anhand eines weiteren Fallbeispiels. Ein Freund von mir träumt. Er sagt mir: Ich habe einen Traum. Und weil er ein Kirchenmann ist, hat er die Mittel, ein Experiment zu starten. Er ist Jazz-Fan und kirchenaffin. Nun sucht er jazz-affine Kirchenleute. Im Prospekt heisst es:

In manchen Gemeinden finden sie statt, in anderen nicht. Noch ist der Jazzgottesdienst eine willkommene Ausnahme. Wird er immer wieder neu erfunden? Wann gibt es wieder einen? Wo? blue church wird das Netzwerk sein, das international jazzaffine Kirchenleute und kirchenaffine Jazzleute versammelt, Verantwortliche für Musik und Gottesdienst, die lustvoll ihre Eindrücke ausdrücken und gern die Welt ihrer Expressivität teilen.

Jazz im Gottesdienst soll nicht Ausnahme bleiben, auf die man zufällig stösst, sondern Regel, die einen beheimatet. Drei Ziele verfolgt blue church: erstens Jazzkirchen einzurichten, wie Saint Peter's in Manhattan, wo es immer Jazz Ministry gibt, zweitens von ihnen aus Unterstützung zu vermitteln für Jazzgottesdienste in Kirchgemeinden, drittens ein Adresswerk anzubieten, das alle günstig und leicht mit kirchenaffinen Jazzleuten und jazzaffinen Kirchenleuten versorgt.

Irgendwie im Sinus-Kartoffel-Sack muss es doch ein paar Knollen geben, die man in einen Topf werfen kann. So funktioniert in-group. Funktioniert so Gemeinde? Ich war bei der Eröffnung der Jazz-Kirche. Es kamen nicht viele. Manche würden sagen: die Kartoffel entpuppte sich als eine Seifenblase. Noch ist sie nicht ganz geplatzt und schillert weiter.

Ich habe nichts gegen Jazz. Man darf es auch nicht so streng sehen mit in- und out. Möglicherweise gibt es unter den Bach-Anbetern auch Blue Monk-Fans. Das Schillernde ist

die exkludierende Wirkung der Club-Idee. Zwei Dinge werden vermischt. Jazzaffine Kirchenleute dürfen selbstverständlich Jazz in der Kirche spielen, aber sie kommen nicht *wegen* dieser Musik in die Kirche. Und wenn die Forderung eines jugendgerechten Gottesdienstes absolut richtig ist, kann Jugendgerechtigkeit dennoch nie ein Kriterium für den Aufbau der Gemeinde sein. Es mag ein wenig hart klingen, aber ich möchte es provokativ und präzise sagen, um auf den Kern zu kommen: Wenn die Milieusensibilisierung zu einer Aufspaltung in Stil- und Zielgruppen führt, verhindert sie die Entstehung der Gemeinde Jesu. Denn die Gemeinde Jesu muss immer wieder neu entstehen, um die Einheit zu suchen. Sie besteht nicht. Sie ist im Aufstand begriffen. Darum ist sie nicht deckungsgleich mit der Parochie oder einer Untergruppe.

Natürlich ist milieusensible Kommunikation notwendig. Die Leute haben die Schnauze voll von Theologen, die den Leuten nicht aufs Maul schauen. Es ist auch nicht verkehrt, nach einem Gott zu fragen, der in bestimmten Milieus verkehrt. Aber die kreative Übersetzungsarbeit ist eine Voraussetzung und kein Ziel der Gemeindeentwicklung. Wir dürfen nicht übersehen, dass die Gemeinde – bei aller ursprünglich gegebenen Pluriformität – eine eigene prägende und konspirative Gestalt hat, die in erster Linie das Verlorene und das Vergessene sucht und hineinholt: die Fremden, die Gäste und die Wanderer. Der Traum einer *blue church* ist solange blauäugig, als der Widerstand gegen die exkludierende Dynamik einer Club-Gemeinschaft fehlt. Was nicht heissen muss, dass es nicht mehr Jazzgottesdienste geben kann.

3.3 Streetchurch

Ein anderer Freund hat eine Kirche gegründet, in der Hiphop im Gottesdienst den Ton angibt.⁵ Die Gemeindeglieder kommen nicht in den Gottesdienst, weil da Hiphop gespielt wird oder ihnen die Tradition auf die Nerven ginge. Die wenigsten wissen wer Martin Luther ist, haben noch nie Grosser Gott gesungen oder einen Pfarrer im Talar gesehen. Aber sie nennen sich Christen. Sie gehören tatsächlich zu einer Kartoffel – aber sie wollen da raus. Sie fragen nicht nach Stimmung oder Gesinnung oder Unterhaltung oder Freizeit. Sie brauchen eine grosse Familie – Wärme, Verbundenheit ein Hospital in einer toughen Umwelt. Es versteht sich von alleine, dass sowohl das Sonntagszimmer-Projekt der Miteinandergemeinde wie die Angebote der Strassen-Kirche das der Standard-Programm einer Parochie sprengen. Ich glaube dennoch, dass sich anhand dieser beiden Beispiele wichtige Entwicklungsimpulse für die Zukunft der Kirchengemeinden finden lassen.

4. Spiritualität, Diversität und Sozialität

4.1 Was getan werden könnte

Wofür mein Herz schlägt, wurde schon ziemlich deutlich. Mir ist klar, dass die Intensivierung der Lebens- und Glaubensgemeinschaft ein Ziel ist, dass nicht von heute auf morgen umgesetzt werden kann. Einen Wechsel vom Untereinander- zum Miteinander-Prinzip zu fordern, wäre Träumerei oder Zwängerei – auf jeden Fall wenig aussichtsreich. Auf Ebene der Kirche ist es realistischer, von einem komplexen Ineinander unterschiedlicher Vergemeinschaftungs- und Beteiligungsformen auszugehen. Exklusive Untereinander-

⁵ <http://streetchurch.ch/>

Gruppen koexistieren neben inklusiven Miteinander-Gruppen. Und oft geht das Eine ins Andere über. Nicht allen passt, wenn jeder kommen kann. Sie sagen: das ist doch völlig ausgeschlossen und schliessen sich selber aus. Das ist menschlich unmenschlich.

Also muss es Orte geben, die eine Kultur der Offenheit und Herzlichkeit pflegen, die alle willkommen heisst. Und das wiederum hätte zur Konsequenz, dass man Menschen, die nicht kommen *können*, nachgeht und Menschen, denen niemand nachfragt, aufsucht. Mission ist kein Angebot, das auf Kunden wartet, Mission ist Gottes Aufgebot, nach dem Reich der Himmel zu trachten. Im Blick sind Menschen, die verloren gehen, wenn man sie nicht hineinnimmt, Menschen, die an den Rand gedrängt werden, weil man sie nicht für voll nimmt. Sie lassen sich nicht einmal mehr in Kartoffeln unterbringen. Denn ob sie reich oder arm sind oder Jazz oder Bach hören interessiert den Markt nicht. Diese Leute sind out. Man hat sie vergessen.

Dass das nicht geschieht, dazu sind Gemeinden da. Gemeinden sind keine Wohlfühlclubs. Es sind gastliche Schutzräume. Kirchengemeinden sollen sich öffnen, um partiell das Untereinander zu unterbrechen und das Miteinander zu wagen. Mehr zu erwarten, wäre unrealistisch, weniger zu hoffen, wäre unchristlich.

4.2 Die Begleitung von Menschen mit Demenz

Spielen wir es an einem Beispiel durch. Die Begleitung von Menschen mit Demenz *wäre* eine wichtige Aufgabe. Sie kann und soll auch von Gemeinden im Verbund mit anderen Organisationen in Gemeinwesen in Angriff genommen werden. Ich wollte, ich könnte ihnen eine Reihe von Beispielen präsentieren. Das Beste, das mir einfällt, ist dummerweise in Berlin. Aber das wussten Sie ja schon.

Es gibt – ausserhalb der Heime – tatsächlich noch wenig Innovatives zu berichten. Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen kommen möglicherweise als „Opfer“ oder allenfalls als „Objekte“ der Hilfstätigkeit in den Blick. Sie werden bestenfalls besucht, aber nicht eingeladen. Sie kommen nicht als „Subjekte“ in den Blick. Um doch ein gelungenes Beispiel für Begleitung zu bringen, will ich über den Teich hüpfen und das “The Fox Valley Memory Project: Creating Dementia-Friendly Communities” vorstellen.⁶ Ich kenne die Initiatorin des Projekts. Sie heisst Susan McFadden, ist Psychologin und ihr Mann ist Pfarrer in der Presbyterian Church. Der Ausgangspunkt des Projekts:

“One of the things that we find in working with people with dementia and their care partners is that they become socially isolated,” explains Susan McFadden, PhD, a research consultant with the Fox Valley Memory Project and a professor emerita of psychology at the University of Wisconsin–Oshkosh. Friends pull away and organizations—even churches—don’t know how to remain in relationship with people with dementia. And the negative health implications of that isolation have been well documented.”

Das wichtige Stichwort heisst „remain in relationship“. Das Projekt zielt darauf, Beziehungen aufzubauen. Wichtig für diese Form der Begleitung ist die Weitung der Kommune. Die christliche Gottesdienstgemeinschaft wird vernetzt mit Institutionen, die für eine Kultur der Sorge einstehen:

⁶ www.foxvalleymemoryproject.org/

The Fox Valley Memory Project organizes memory cafes in seven locations, both urban and rural. It holds educational events for health care professionals, people with dementia and their caregivers, and the general public. The project is working with Goodwill Industries to promote workplace accommodations for people with dementia and their care partners. It's training local businesses and organizations to be dementia aware. It's even starting a chorus for people with dementia and their care partners, modeled after a similar group in New York.

Das ist eine eindrückliche Liste von Akteuren und Aktivitäten. Bei Fox Valley-Projekt fällt vor allem auf, dass der Ton auf dem Gewinn liegt. McFadden betont:

"The stigma surrounding dementia is acute," says McFadden. "We have to reduce it as much as possible. We want to show the wider community what people with dementia are capable of," says McFadden. "People with dementia have marvelous creative abilities."

Storytelling und Poetry-Workshops werden angeboten. In der Frühphase von Alzheimer geht das noch. Diese Sicht der Krankheit vermeidet das schwarz-weiss, sie ist dennoch nicht blauäugig.

The Fox Valley Memory Project combats stigma through its memory cafes, which offer people with early-stage dementia and their family and friends a supportive environment where they can ask questions, share experiences or simply have fun. The project also works with area long-term care facilities to establish creative engagement programs for people with later-stage dementia. "It can be challenging to be friends with someone who doesn't remember your history together," McFadden admits. "But remaining in relationship with a person with dementia can be a very rich experience, with benefits for both people."

4.3 Und das Geistliche?

In diesem Beispiel tritt die geistliche Dimension relativ stark in den Hintergrund. Sie ist dennoch da. Aber die Diskretion hat natürlich einen Grund. Man will Menschen, die nicht religiös sind, nicht exkludieren. Sinngemäss: Auch wer nicht Christ ist, hat bei uns etwas zu suchen. Das andere – der Ausschluss – wäre ein schreckliches Missverständnis. Man muss es ausräumen, wenn man für alle Menschen offen ist.

Ich will nicht viel Zeit verschwenden damit. Nur so viel: die geistliche Begleitung von Menschen mit Demenz ist weder an Bekehrung noch an Abkehr von christlichen Inhalten interessiert. Sie muss sich auch von einem Subjekt-Begriff verabschieden, der auf die Autonomie, Unabhängigkeit und Selbständigkeit eines Individuums pocht. Das Geistliche hängt dem Mitmenschlichen an; es kommt im Miteinander zur Zug; das Subjektsein wird sich – auch und gerade in der Spätphase der Krankheit – im Zwischenmenschlichen erweisen und als Gemeinde ereignen.

Das Missverständnis hängt zusammen mit der Gefahr des Missbrauchs einer übergriffigen Religiosität. Man darf es nicht verschweigen. Aber bitte das Mass nicht verlieren. Unser Problem ist der Mangel an Nestwärme und die Distanz. Um nicht zu sagen die Arschkälte. Manchmal versteckt hinter der Höflichkeit und Heiterkeitsideologie. Dann wünscht man sich zwei resolute Bolivianerinnen und eine funktionierende Dusche, die den Leuten den Kopf wäscht und das Herz wärmt. Nein, ich will das Geistliche nicht auf das Soziale oder Diakonische oder Politische Nachtgebet reduzieren. Ich wünschte mit Gemeinden, die wieder prophetisch beten füreinander, anbeten und segnen. Die geistliche Begleitung ist mehr, anderes und manchmal auch weniger, als was im Gottesdienst erfahren werden kann. Aber

lassen Sie mich schliessen mit ein paar Bildern, die von der Kraft einer Vielfalt in der Einheit des Gottesdienstes erzählen – auch wenn es nur eine „zeitliche Einheit“ war.

5 Schluss

Ich komme zum Schluss. Ich bin eingestiegen mit der Banker-Spiritualität. Vielleicht spricht sie auch für eine Bunker-Mentalität. Ich meine, sie schliesst das Leben aus. Darum wird Herr W. in seiner Welt des ewigen Sonnenscheins nicht mit den Traurigen weinen und nicht mit ihnen lachen können. Die Gemeinde, der Ort, wo Jede und Jeder herzlich willkommen ist, kennt Herr W. nicht. Und das tut mir leid. Ich hätte es ihm gegönnt – ihm und seiner Mutter. Demenzsensible Gemeinden sind inklusive Gemeinden. Sie sind offen für die Vielfalt der Gaben und Aufgaben aller Mitglieder. Das ist aber nicht der Status Quo – das ist ein Entwicklungsziel. Und wenn uns an dieser Entwicklung etwas liegt, sollten wir vom Ideal der Untereinander-Kirchen wegkommen und uns mehr für die Förderung von Miteinander-Kirchen einsetzen. Gelingt uns das? Ich erinnere an einen Freund, der einmal sagte: I have a dream.

